

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1894**

3 (4.1.1894)

# Beilage zu Nr. 3 der Karlsruher Zeitung.

Donnerstag, 4. Januar 1894.

## Hänsel und Gretel.

Märchenpiel in drei Bildern von Adelheid Wette. Musik von Engelbert Humperdinck.

Kommt herbei, ihr lieben Kleinen,  
Dass was euren Frühlingstag  
Böglein und die Lüste fingen,  
Auch mein Ohr erfreuen mag!  
Ach, was kommt all' unser Ringen,  
Bücherweisheit, uns dein Licht,  
Da der Glanz des Paradieses  
Nur aus Kinderaugen bricht.  
Kinder, ihr nur singt uns Lieder,  
Lerchen gleich im Morgenroth,  
Ihr allein, ihr lebt Gedichte,  
Schweigen ist der Rest und Tod!  
(Langfellow.)

8. In jeder sinnigeren Menschenseele lebt und weht ein sehnächtiges Erinnern an die Kinderzeit, an das unschuldsvolle Glück des sorgenlosen Lebensmorgens und an jene frohgeleitete Zufriedenheit unserer Verbeizzeit, die nur allzubahnd der Begehrlichkeit späterer Lebensjahre und schließlich der wehmuthsvollen Resignation des höheren Alters weichen muß. Unschuld und Zufriedenheit sind es, die der Kindesseele Glück und Frieden und den Kindesaugen jenen Glanz geben, den der Dichter mit Recht als einen Widerschein des Paradieses drückt. In diesem tief in uns fortlebenden Erinnern an die glückliche Kinderzeit dürfte auch jene dauernde Vorliebe für Märchenerzählungen, der wir so vielfach bei älteren Personen und selbst bei sehr ernsten und würdevollen Männern begegnen, ihre Begründung finden. Sind es doch in den meisten Fällen eben die von der Mutter, der Großmutter oder der Bäuerin erzählten Märchen gewesen, die die Phantasie des Kindes gemüthlich und das Sinnen desselben erstmalig über seine allernächste Umgebung hinausgeführt haben. Und welche Wunderreiche erschlossen sich da! Abgesehen davon, daß oftmals die ganze Welt dieser Märchen genießbar war (was man von unserer wirklichen Welt nicht immer behaupten kann) und Chokoladenflüsse, Pfefferkuchenhäuser und Tortenberge das Herz oder vielmehr den Magen kitzeln machten, wurde der lauschenden Seele doch immer die freudige Genussschönung zu Theil, daß alles Gute belohnt, alles Böse aber bestraft wurde, und daß nie und nimmer das Böse über das Gute Gewalt erlangen konnte. O, ihr lieben, freundlichen Märchen! Lieben kann und muß man euch noch heute; an euch glauben — das können nur die Kinder, und selbst die werden heutzutage leider schon sehr früh allzugleich und haben in der Regel mehr gläubige Freude an dem einen Pfefferkuchen, den sie in der Hand halten, als an den ganzen Pfefferkuchenbüschen, von denen ihnen das schönste Märchen berichtet. Die Menschheit ist eben alt geworden. Den Kindern fehlt der Märchenglaube, der Jugend ein hell flammender Enthusiasmus und dem Alter eine wärmere Begeisterungsfähigkeit, und was etwa davon noch vorhanden ist, wird meistens an politische Kannegießerei und an mehr oder minder überflüssige Sportveranstaltungen vergeudet. Dabei fühlt sich die Menschheit durchaus nicht wohl. Unzufriedenheit herrscht in allen Alters- und in allen Lebenskreisen, und Viele, die eifrig gegen sich selbst und gegen die Menschheit sind, geben es offen ein, daß jene unschuldsvolle Zufriedenheit der Kindheit ihnen selbst völlig abhandlungselig sei und der gesammten Menschheit mehr und mehr zu entschwenden drohe. Nur da aber, wo Erinnern an dieses fernliegende Paradies und Sehnsucht nach demselben noch rege sind, dürfte alle Hoffnung auf tiefere Regeneration noch nicht aufzugeben sein, und da ein solches Wieder-Jungwerden der Menschheit wohl nur auf das Verwirklichte gemünzt werden kann, so sind alle auf eine Wiederbelebung der Kindlichkeit gerichteten Bestrebungen gewiß mit Freuden zu begrüßen.

Will man mir gestatten, mit Schiller anzunehmen, daß die Schaubühne eine moralische Anstalt sein kann — das sie es heutzutage in den meisten Fällen nicht ist, dürfte allbekannt sein —, so glaube ich, Humperdinck's Märchenpiel „Hänsel und Gretel“, das auch bereits an den Hoftheatern zu Weimar und zu München mit bedeutendem Erfolge aufgeführt worden ist und dessen Premiere nun auch an unserer Hofbühne bevorsteht, als ein Werk beizugehen zu müssen, das in überaus sinniger und schöner Weise die vorerwähnten Bestrebungen zu fördern berufen sein dürfte.

Aus kleinen Anfängen hervorgehend — die Schwester des Komponisten, Frau Adelheid Wette, hatte „Hänsel und Gretel“ zunächst für ihre eigenen Kinder gedichtet und den Bruder um einige begleitende Musikstücke angegangen — ist dieses Märchenpiel nun zu einem den Theaterabend ausfüllenden, durchgehend in Musik gesetzten Bühnenwerke geworden, dem ich im Hinblick auf seine liebenswürdige Dichtung und die ungemein frische, melodische und dabei sehr geistvoll ausgearbeitete Musik auch hier eine herzliche Aufnahme glaube prognostizieren zu können. Die dem alten Märchen nachgebildete und in drei Theile: Dabeim, Im Walde, Das Knusperhäuschen, zerlegte Handlung des Werkes ist folgende:  
Hänsel und Gretel, die Kinder des Besenbinders Peter und dessen Frau Getrud, sind allein daheim in der ärmlichen Hütte ihrer Eltern. Hänsel bindet Besen und Gretel strickt an einem Strumpfe, und beide verlassen sich die Arbeit, indem sie sich das alte Liedchen „Suse, liebe Suse, was raschelt im Stroh“ zungen. Aber der Hunger plagt sie, und besonders Hänsel ist dem Weinen nahe; er wird erst wieder frohgemuth, als die Schwester ihm einen Topf voller Milch zeigt, die eine Nachbarin geschenkt hat und welche die Mutter bei ihrer Heimkehr wohl zur Anfertigung eines leckeren Reisbreies verwenden werde. In der Vorfreude auf ein warmes Abendessen werden die Kleinen munter und betäuben ihren Hunger durch Gesang und Tanz. Hierbei überrascht sie die Mutter, die voller Born über das Nichtsthan der Kinder bestigt gegen dieselben auftritt, in ihrem Eifer auch noch den Milchtopf vom Tische stößt und nun, rrrr recht erzürnt, die Kinder in den Wald hinausjagt, wo sie Erdbeeren als Nachtmahl für sich und die Eltern pflücken sollen. Vollständig erschöpft läßt sie sich auf einen Stuhl sinken und schläft mit dem bangen Ausruf: „Gerrpott, wirf Geld herab!“ ein. Zu etwas angeheitertem Zustande, mit einem schweren Kober auf dem Rücken, kehrt ein Viehdich von Armut und Hunger singend, der Besenbinder Peter heim, erweckt die schlafende Frau mit einem derben Schmatz und berichtet ihr, daß er heute ordentlich verdient und ihr einen Kober voll Gewaaren mitgebracht habe. Hierob große

Freude der Beiden, die erst getrübt wird, als Peter, nach den Kindern fragend, erfährt, daß dieselben in den Wald geschickt seien. Jetzt spät in den Wald! Der Hirschen und die Knusperbeze fallen den Eltern ein und händringend machen sie sich auf den Weg, ihre Kinder zu suchen und heimzuleiten.

Das zweite Bild zeigt uns die Kinder im Walde dicht beim Hirschen. Gretel windet, unter einer Tanne sitzend, einen Kranz von Hagebutten und singt dazu das Volkslied vom „Männlein im Walde“, Hänsel pflückt Erdbeeren und kommt am Schluß des Liedes mit dem gefüllten Körbchen zur Schwester. Gretel will den Bruder mit dem Kranze schmücken, dieser wehrt sie jedoch holt ab, setzt ihr den Kranz auf's Haupt, reicht ihr auch noch einen Blumenkranz und das Erdbeerbüschchen hin und ludigt ihr sodann als der Waldkönigin. Der Ruf eines Kufels macht die Kinder noch übermüthiger; sie ahmen dem Kufel nach, böden ihn, daß er fremde Eier austrinke, und verzehren dabei selbst alle gesammelten Erdbeeren. Erst als das Körbchen leer ist und sie sich nun gewunnen sehen, neue Erdbeeren zu suchen, gewahren sie, daß es mittlerweile finster geworden ist. Hänsel findet den Rückweg nicht mehr, seinem beherzten Rufen antwortet nur ein schauerndmachendes Echo; Nebel steigt auf und entsetzt verharren die Kinder unter der hohen Tanne. Da erscheint das Sandmännchen, wirft den Kindern während seines überaus anmüthigen Liedchens Sand in die Augen und verschwindet dann. Hänsel und Gretel sprechen den Abendsegens und schlummernden Arm in Arm miteinander im weichen Moose ein. Plötzlich dringt von oben her ein heller Schein durch den Nebel und wie auf einer vom Himmel herabführenden Leiter steigen die 14 Engel, von denen die Kinder in ihrem Abendgebete gesprochen haben, nieder und stellen sich schügend um das Lager der kleinen Verirrten.

Das dritte Bild zeigt dieselbe Scene gewahren. Nur ist es früher Morgen, die Engel sind verschwunden und Thaumännchen tritt auf und schüttelt aus einer Glodenblume Thautropfen auf die schlafenden Kinder. Gretel erwacht zuerst und weht mit übermüthigen Verdentrollen den Bruder, der mit jedem Händenschrei den jungen Tag begrüßt. Während Beide sich von ihrem schönen Engeltraume berichten, zerreißt der Nebel im Hintergrunde und man gewahrt um das aus Fischen und Torten errichtete Knusperhäuschen, das neben sich einen Käfig und einen Badofen hat und von einem Haune von Ruchendmännern umgeben ist. Der anfängliche Schreck der Kinder weicht bald einer nachsichtigen Zutraulichkeit, und da sie auch die aus dem Innern des Hauses herorkommende Stimme: „Knusper, knusper Knuschen, wer knusper mir am Häuschen“ nur für einen Windhauch halten, so werden sie immer dreister und brechen sich immer größere Stücke vom Häuschen ab, bis die Heze erscheint und Hänsel einen Strich um den Hals wirft. Der Freundlichkeit der Alten trauen die Kinder nicht und machen daher einen Fluchtversuch, den die Heze jedoch durch den Hezenhann vereitelt. Hänsel wird in den Stall gesperrt, um mit Wandeln und Rufen gemüthet zu werden, Gretelchen soll aber gleich zum Bräutchen werden und in den Badofen kommen. Während das Mädchen auf Gebot der Heze in's Häuschen geht, schürt letztere die Gluth im Badofen, verbrüht frohlockend ihren bösen Plan, Gretelchen in denselben hineinzuhäufen, und vollführt dann auf einem Besenstiel einen wilden Hezenritt um ihr ganzes Anwesen. Als Gretel zurückkehrt, befindet sich die Heze, nach den Lebkuchen im Badofen zu gucken und den Kopf recht vorgebeugen. Hänsel warnt und Gretel behauptet, nicht zu verstehen, wie sie's machen solle, bis die Heze voller Ungeduld sich entschließt, ihr die Bewegung vorzumachen. Hänsel ist mittlerweile aus seinem Käfige entwichen und als die Alte sich recht vorgebeugt hat, geben ihr die Kinder einen derben Stoß, daß sie in den Ofen hineinfliegt, und schlagen hinter ihr die Thüre zu. Während sie ein Freudenlied anstimmen, sätzt der Badofen mit einem starken Knack zusammen und die vielen Ruchendmännchen zeigen sich von ihren Lebkuchenhüllen befreit als anmüthige Menschenkinder, denen Hänsel und Gretel nur noch die Augen zu öffnen haben. Den frühlichen Ringelreigen, den die geretteten Kinder miteinander aufzuführen, unterbricht der Auftritt des Besenbinderpaares, das die gefundenen Lebkuchen mit zärtlicher Nahrung umarmt. Zwei Knaben haben unterdessen die in einen großen Lebkuchen verwandelte Heze aus den Trümmern des Badofens gezogen. Dieselbe wird aufgerichtet und mit dem Gesange:

„Recht des Himmels Strafgericht:  
Böse Werke dauern nicht!  
Wenn die Noth auf's höchste steigt,  
Gott der Herr die Hand uns reich!“

findet die liebeswürdige Komödie ihren lehrreichen und erhebenden Abschluß.

Wenn ich nun noch verrathe, daß die ungemein graziose Musik sich dem Märchenstoffe insofern vorzüglich anpaßt, als sie sehr melodienreich und rhythmisch lebendig, zum Theil sogar mit Benutzung bekannter Volkslieder entworfen ist — daß ihre Ausarbeitung aber in der Verarbeitung der Themen, in ihrer reichen Polyphonie, in Formgebung, Harmonisierung und vornehmlich in der außerordentlich feinsinnigen Instrumentierung die Hand eines Meisters, und zwar eines ebenso erfindungs- als empfindungsreichen Meisters verräth, so glaube ich damit auch in allen „Großen“ Interesse für das anmüthige Märchenpiel, das sich in seiner Musik eben vollständig an die Großen wendet, wachgerufen zu haben.

Professor Hans Sommer, der sehr enthusiastisch über die unter Leitung von Richard Strauß am 23. v. Mts. am Hoftheater zu Weimar stattgehabte allererste Aufführung des Werkes berichtet und „Hänsel und Gretel“ als eine neue bejahnende Antwort auf die oft aufgeworfene Frage: „Hat Richard Wagner eine Schule hinterlassen?“ gelten lassen will, beschließt seinen Bericht mit der folgenden, sehr zutreffenden Stelle: „Mein einziges Bedenken betrifft nicht das Werk, sondern sein Publikum. Auf die kleine Welt wirkt das reiche musikalische Gewand, in das ihr Märchen gekleidet war, verblüffend, ja lähmend, indem die Worte dadurch allzusehr verdeckt wurden. Die große Welt aber — O santa cavalleria rusticana! — ist ihr nicht über all dem blutigen Raffinement die Einfachheit des Gemüths allzusehr abhanden gekommen, als daß sie an einem so harmlosen Märchenpiel noch Gefallen finden könnte? Wir wollen das Beste hoffen!“

Schließlich mögen noch einige biographische Notizen über den Komponisten des Werkes folgen, der übrigens einem Theile des hiesigen Publikums als feinsinniger Komponist schon durch seine vor etwa 2 1/2 Jahren vom Philharmonischen Vereine aufgeführte

Chordallade „Die Wallfahrt nach Keblaar“ bekannt geworden ist. Engelbert Humperdinck, geboren am 1. September 1864 zu Siegburg a. Rh., Sohn des Gymnasialdirektors Humperdinck, war zuerst Schüler des Kölner Konservatoriums und speziell Ferdinand Hiller's, kam 1876 als Stipendiat der Mozart-Stiftung an die Münchener Königl. Musikschule, woselbst besonders Rheinberger ihn weiterbildete, und erhielt 1879 das Mendelssohn-Stipendium, welches ihm einen zweijährigen Aufenthalt in Italien ermöglichte. Von hier aus bewarb er sich auch um das Meyerbeer-Stipendium, das ihm in Anbetracht seiner wirklich sehr beachtenswerthen Kompositionseinsendungen nicht vorenthalten werden konnte. Hier in Italien lernte Humperdinck auch Richard Wagner kennen, und daß diese Bekanntschaft keine flüchtige war, sondern zu einer auf gegenseitige Achtung und vollstes menschliches und künstlerisches Vertrauen begründete Geistesfreundschaft wurde, dafür sprechen mancherlei allbekannte Umstände. So weilte Humperdinck längere Zeit ganz in Bayreuth, dort die erste Reinschrift der Parsifalpartitur besorgend und die Knabenchöre für die ersten Parsifalaufführungen zusammenstellend und einstudierend; so hat er um Weihnachten 1882 im Vico zu Venedig auf des Meisters eigenen Wunsch den italienischen Musikern die wiederaufgefundene Jugendhymne in C-dur einstudieren müssen, und so ist er schließlich noch heute einer der treuesten und aufrichtigsten Freunde des Bahnsieders und hat bei allen bisherigen Festspielen hieselbst mit Hand angelegt.

Von 1885 bis 1887 war Humperdinck Lehrer am Konservatorium zu Barcelona, dann in gleicher Stellung am Konservatorium zu Köln thätig. Hierauf folgte er einem Rufe Dr. Strecker's, des Inhabers der Firma Schott's Söhne, nach Mainz, half dort den älteren Verlag sichten und gab insbesondere Auber's hübsche Spieloper „Das eberne Pferd“ in einer sehr wirksamen Neubearbeitung heraus. Seit 1890 leht Humperdinck in Frankfurt a. M., woselbst er sich als Lehrer am Hoch'schen Konservatorium und als Opernreferent der „Frankfurter Zeitung“ allgemeiner Achtung und vieler Sympathien erfreut.

## Großherzogthum Baden.

Karlsruhe, den 3. Januar.

\* (Zur Tabaksteuerfrage) geht der „Bad. Corr.“ von sachverständiger Seite aus dem badischen Oberlande die folgende Darstellung zu:

„Geehrte Redaktion! Das in Nr. 118 der „Bad. Corr.“ veröffentlichte Schreiben eines Mannheimer Fachmannes hat in weiten Kreisen Interesse erregt und Anlaß bei allen Denjenigen gefunden, welche das Tabakfabrikationsgesetz sine ira et studio geprüft haben. Nachdem sich nun ein Mannheimer Händler in Ihren Spalten zur Fabrikatsteuer geäußert, gestatten Sie einem mit den Produktions- und Marktverhältnissen ebenfalls seit Jahren wohlvertrauten Manne aus dem Oberlande, das Gleiche zu thun. Seit Jahren geht das Bestreben der süddeutschen Tabakpflanzer nach höherem Zollschutz, weil der von vorneherein schon zu niedrig bemessene Schutz Zoll von 20 Mark pro Zentner durch die seit 1879 wesentlich gesunkenen Weltmarktpreise gewissermaßen seelischer Tabaksorten längst paralysirt bzw. aufgehoben ist. Hierzu kommt, daß man die überseischen Tabake als fertiges, beurtungsfähiges Produkt kauft, das sofort verarbeitet und wieder zu Geld gemacht, in Konsum gebracht werden kann, während der inländische Tabak mindestens ein Jahr und oft noch länger im theueren Transitlager ruhen muß, nachdem er vorher allen Zufälligkeiten und Unbilden einer oft unglücklichen Witterung und Ernteperiode feuchter Spätherbste durchgemacht hat. Ich erinnere nur an die nassen Jahrgänge 1882 und 1888, wo große Quantitäten Inlandtabake beim Pflanzern und Händler verfault sind — von allen anderen Witterungs- und Fermentationschwierigkeiten zu schweigen! Also erst nach einem Jahre gelangt der inländische Tabak glücklicherweise in das verarbeitungsstadium, in dem sich der feintrippige für die Cigarrenfabrikation in den meisten Fällen besser geeignete überseische Tabak schon im Moment des Kaufes befindet. Es ist also schon das Risiko, das der Käufer des inländischen, noch unferrienen Produktes läuft, nicht gering anzuschlagen, abgesehen von allen Speise-, Lagerkosten, Fermentation zc., welche beim überseischen Tabak nicht in Frage kommen. Wenn je das Wort des Fürchten Bismarck in Bollangelegenheiten sich bewährt hat, „daß das Ausland den Zoll zahlt“, so ist dies beim Tabak eingetroffen: Wo waren früher die spottbilligen Domingo-, Carmen-, Java- und Bracktabake? Während aber diese meistens aus den deutschen Konsum angewiesenen Tabaksorten im Preise gesunken sind, haben sich die Produktionskosten des inländischen Tabaks erhöht, sind Arbeitslöhne, Steuern und Umlagen zc. nicht niedriger geworden. Es wird daher selbst von den erantgersten obiger Verhältnisse die heutige Steuerproportion von 22 1/2 zum Zoll von 42 1/2 nicht mehr paßt; daß es eine Anomalie ist, die theueren überseischen Decktabake wie Sumatra und Havana in der Preislage von mehreren Hundert Mark der Zentner nur 20 Mark höher zu belassen, als Inlandtabake im Preise von 20/40 Mark, daß es aber ferner eine Ungerechtigkeit ist, die oben genannten billigen Tabaksorten, welche inflative Zoll sich heute billiger kalkuliren als Inlandtabake infl. Steuer zum Zoll von 42 1/2 Mark hereinzulassen.

Es ist daher für alle mit den Verhältnissen vertrauten Fachmänner und Laien keine Frage mehr, daß das heutige Steuerverhältnis dringend reformbedürftig ist und geändert werden muß. In wiefern ist dies bei dem jetzt vorliegenden Fabrikatsteuergesetz der Fall? Leider nicht. Durch dasselbe soll allerdings die Inlandsteuer wegfallen, gleichzeitig soll aber auch der Zoll von 45 M. auf 20 M. pro Zentner herabgesetzt werden. Dadurch ist nun für den Produzenten nichts gewonnen; er hat eben noch wie vor einen Zollschutz von nur 20 M. und dieser Schutz ist, wie oben bewiesen, total ungenügend. Unter diesem „Schutz“ ist der Tabakbau — wie die Statistik zeigt — ungeheuer zurückgegangen, während die Einfuhr überseischer Tabake auf über 800 000 Zentner pro Jahr und noch mehr gestiegen ist.

Soll die Fabrikatsteuer für den Produzenten annehmbar gemacht werden, so ist ein Schutz Zoll von mindestens 30 bis 40 M. pro Zentner aufrecht zu erhalten. In diesem Fall würde auch dem

